

GABRIEL ANWANDER

SCHRATTENFLUH

Kriminalroman

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die «LChoice»-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Hans Wüthrich, foto-wuethrich.ch

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Irène Kost, Biel/Bienne, Schweiz

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0760-3

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmässig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Für Oliver und Helen

*Alles Leben und unser ganzer Wohlstand
gründen auf Wasser.*

Ernst Bromeis, Wasserbotschafter

Ich griff nach meinem Jackett, da klopfte es an die Tür.

«Ja, bitte?»

Die Tür ging langsam auf, Madame Bernard trat ein. Sie blieb mitten im Raum stehen, stützte sich auf ihren Stock und drehte ihren Kopf mehrmals hin und her. Entweder wollte sie sich vergewissern, ob ich allein war, oder sie hatte sich jemand anders erhofft.

Ich hatte sie längst erwartet, denn vor drei Wochen war ihr Lebenspartner, der Tierarzt Dr. Paul Geberal, getötet worden. Jemand hatte ihn am Steuer seines Wagens erschossen, mitten in der Nacht, auf der Holzbrücke Steinbach, zweihundert Meter ausserhalb von Trubschachen. Die Polizei suchte den Täter unter den Bauern, nahm ein paar in Untersuchungshaft, verhörte sie und liess alle wieder laufen. Der Mörder lief frei herum. Und so wich in der Bevölkerung die anfängliche Zuversicht einer Besorgnis, er würde womöglich nie gefunden. Selbst die Tatwaffe blieb bis heute verschollen.

Mich erfasste jedes Mal eine Unruhe, wenn ich daran dachte. Tun konnte ich nichts, jedenfalls nicht, solange ich keinen Auftrag in der Sache hatte.

Weil ich zu wissen glaubte, weshalb sie mich aufsuchte, sagte ich erwartungsvoll: «Guten Tag, Madame Bernard.»

«Guten Tag, junger Mann.»

Meine Agentur befand sich im Dorfzentrum von Langnau im dritten Stock eines älteren Reihenhauses. Die Glocken der reformierten Kirche, keine achtzig Meter entfernt, läuteten mit zwölf tonsicheren Schlägen den Mittag ein und auferlegten uns mit den tiefen Klängen, die mit Leichtigkeit die Wände und Fenster dieses Hauses durchdrangen, etwas wie eine Schweigeminute.

Ich zählte mit und fragte, während der letzte Glockenschlag verhallte: «Was kann ich für Sie tun?»

«Ich suche Herrn Bergmann.»

«Der bin ich.» Ich streckte ihr die Hand hin. «Alexander Bergmann ist mein Name.»

Sie stützte sich beharrlich auf ihren Stock, übersah meine Grusshand und fragte: «Sind Sie ein Detektiv?»

«Ja.»

«Privatdetektiv?» Betonung auf Privat.

«Allerdings.»

«Haben Sie eine Lizenz?»

«Sicher.»

Ich hängte das Jackett zurück an den Nagel, schloss die Tür, bot ihr einen Stuhl an und setzte mich hinter meinen Schreibtisch. Er war alt, schwer, zerkratzt und roch nach Käse, denn er stammte aus dem Nachlass eines Emmentaler Käsehändlers.

Sie kam näher, blieb stehen und fragte: «Haben Sie auch eine Pistole?»

«Selbstverständlich. Wollen Sie sie sehen?»

Madame Bernard war in jungen Jahren Jockey gewesen und hatte, gemessen an ihrer Grösse, eine reine, kräftige Baritonstimme. Und sie setzte ihre Stimme bemerkenswert forsch ein, genauso forsch guckten ihre Augen. Sie presste die Lippen aufeinander, stand einfach da, zeigte weder ein Nicken, noch hob sie die Hand zur Verneinung.

Folglich nahm ich meine Beretta aus dem Metallschrank, entfernte das Magazin, entsicherte, spannte den Hahn, zielte an die Decke, drückte ab und legte die Waffe quer zwischen uns auf den Schreibtisch.

Sie startete die Pistole an. Ich sah, wie ihre Hand am Stock zu zittern begann, und glaubte nach dem Klicken ein Stöhnen gehört zu haben oder einen traurigen Seufzer. Deshalb nahm ich die Beretta wieder in die Hand, sicherte, legte das Magazin ein, verstaute das Ding wieder im Schrank und schloss ab.

Madame Bernard fasste sich. Sie trat ganz an die Schreibtischkante, neigte sich vor, rückte ihre Brille zurecht und musterte mich mit vergrösserten Augen für die Dauer, die meiner Grossmutter gereicht hätte, einen Wollschal zu stricken. Anschliessend legte sie den Stock auf die Tischplatte, streckte mir die jetzt freie Hand rüber. «Darf ich Sie Alex nennen?»

«Meinetwegen.» Ich stand auf und schlug ein. «Wie kann ich Ihnen helfen?»

Ihre Hand packte kräftig zu und fühlte sich doch eiskalt an.

«Ich brauche Ihre Dienste», sagte sie.

«Wollen Sie sich nicht setzen?»

Sie schüttelte den Kopf. «Simi, äh ... Simon Aeugster, mein Schwiegersohn, ist versetzt worden.»

Das irritierte mich. «Ihr Schwiegersohn? Versetzt?»

«Ja, versetzt.» Sie nickte kaum merklich.

Ich hakte nach. «Von wem versetzt? Von Ihrer Tochter?»

«*Non, pas du tout*», antwortete sie aufgebracht. «Der Gemeinderat hat ihn versetzt. Simi ist bei der Gemeinde angestellt. Ab sofort soll er da unten arbeiten, in dieser Abwässerdingda.» Sie schwang den Arm in einer weiten Geste von sich weg und wedelte dazu mit der Hand.

«In der Kläranlage?»

«Äh ...?»

«In der ARA, der Abwasserreinigungsanlage?»

«Genau dort.»

«Wir nennen das Kläranlage.»

«Von mir aus.»

«Was hat er denn getan?»

«Nichts.»

«Nichts? Da kann er froh sein, haben sie ihm nicht gekündigt.»

Sie hob den Zeigefinger und zischte: «Ich warne Sie, Alex, machen Sie sich nicht über mich lustig.»

«Was wirft der Gemeinderat ihm denn vor?»

«Das fragen Sie ihn am besten selbst.»

«Wen? Den Gemeinderat?»

«Nein, Simi.»

«Und was wollen Sie, dass ich tue?»

«Dafür sorgen, dass er seine alte Stelle wiederbekommt. Die Versetzung muss rückgängig gemacht werden.»

Nein. Nein, das war kein Fall für eine ausgewiesene Spürnase wie mich. Die Leute kamen mit den seltsamsten Anliegen zu mir, das war nicht neu. Zwar stand auf meiner Karte «Ermittlungen

aller Art. Privat und diskret», aber das, was Madame Bernard von mir verlangte, entsprach nicht dem, was ich unter einer klassischen Ermittlung verstand. Zudem fühlte ich mich zu der Dienstbarkeit, die ihr offenbar vorschwebte, nicht befähigt. Im ersten Moment war ich enttäuscht, offen gestanden, hart an der Grenze zu gekränkt.

Ich ging um den Schreibtisch herum und hob beschwichtigend die Hände. «Nein. Tut mir leid, Madame Bernard, ich bin kein Anwalt. Versuchen Sie es in der Anwaltskanzlei drüben in der Kirchgasse 9. Ein Anwalt kann Ihnen besser helfen. Ich leiste keine Fürsprache.»

«Ich will keinen Fürsprecher. Was ich will, ist ein Privatdetektiv, der herausfindet, was passiert ist. Und vor allem: wer dahintersteckt. Sie seien der geeignete Mann dafür, hat mir die Dame versichert. Sie wüssten immer, was zu tun sei.»

Während ich überlegte und abwägte, zog sie ein Couvert aus ihrer Handtasche und übergab es mir.

«Hier, nehmen Sie. Die Dame hat auch gesagt, Leute wie Sie verlangten immer einen Vorschuss.»

Auf die Frage, welche Dame sie zu mir geschickt und ihr das mit dem Vorschuss verraten habe, antwortete sie: «Na, wer wohl? Die Juristin in der Anwaltskanzlei, drüben in der Kirchgasse 9.»

Darauf erklärte ich, bei ihr würde ich bezüglich Vorschuss eine Ausnahme machen, aber sie konterte trocken: «Nicht nötig», und griff nach ihrem Stock.

Sie humpelte zur Tür.

Ich überholte sie, legte meine Hand auf die Klinke und versprach, sie am Abend in ihrem Haus aufzusuchen. «Wie wär's um acht Uhr? Können Sie Ihren Schwiegersohn bitten, da zu sein?»

Sie reagierte ungehalten. «*Mais non!* Ich will, dass Sie mit mir kommen. Hilde hat gekocht. Sie wollten doch irgendwo zu Mittag essen, oder?»

«Jetzt gleich?»

«Ja, jetzt gleich.»

Es war Mittwoch, der 15. März. Ich wäre tatsächlich irgendwo

essen gegangen, wahrscheinlich in den Gasthof zum goldenen Löwen.

Ich riss das Couvert auf, es enthielt vier neue Hunderter. Das waren vier handfeste Beweggründe, mitzugehen und den Auftrag wenigstens zu prüfen. Unverbindlich, versteht sich.

Ich steckte das Geld ein. Wieder einmal hatte ich mich zu früh fast gekränkt gefühlt.

Ich nahm mein Jackett vom Haken, schloss die Tür und folgte ihr zu ihrem Wagen. Sie besass einen grünen Range Rover mit weissem Dach; eines dieser kantigen Modelle mit einem Anhängerhaken und Gittern vor den Schlussleuchten. Sie musste auf den Sitz hochklettern, aber hinter dem Lenkrad schien sie um Jahre jünger.

Sie manövrierte den imperialen Wagen geschickt aus dem Parkfeld, steuerte ihn zunächst die Allee-, dann die Fansrüti-strasse hinauf und bog zuoberst auf der Kuppe auf einen Fahrweg ein, der als Sackgasse beschildert war und leicht aufwärts durch einen abschüssigen Wald führte.

Wir rauschten dahin, die Frühlingssonne blinkte freundlich durch die Tannen.

Nach einer Kurve wich sie auf eine Ausweichstelle aus, stoppte und wartete. Ein Fahrzeug brauste uns entgegen und wirbelte tüchtig Staub auf. Ein vanillefarbener Mercedes, eines dieser älteren Flaggschiffe mit senkrechtem Kühlergrill und ungetönten Scheiben. Es sass ein Mann am Steuer, auf dem Nebensitz eine Frau mit honigblonden Haaren und einer Sonnenbrille mit Gläsern so gross wie Untertassen. Ich vermochte nicht zu erkennen, wer die beiden waren, weil die Sonne zu sehr blendete.

Der Fahrer hielt auf gleicher Höhe an und kurbelte die Scheibe hinunter. Madame Bernard liess ihre Scheibe ebenfalls nach unten gleiten. Der Mann grüsste mit tiefer Stimme. «Colette.»

Er und Madame Bernard waren ungefähr im selben Alter.

Sie beugte sich vor, schaute zum Fahrer hinüber. «Elvira? Franz?»

Ich blieb ruhig sitzen und schaute geradeaus. Um die beiden zu sehen, hätte ich mich ducken und meinen Kopf vorstrecken müssen.

«Wie geht es dir?», hörte ich ihn fragen.

Madame Bernard liess sich Zeit mit der Antwort. «Es geht.» Ihre Finger krallten sich am Lenkrad fest.

«Können wir etwas für dich tun?»

«Ich muss selbst zurechtkommen.» Sie bewegte fast unmerklich den Kopf hin und her. «Nein, im Moment nicht. Danke.»

«Wirklich?» Er liess nicht locker.

«Géraldine, Simon, Hilde, die Pferde – ihr wisst schon. Das Leben geht weiter.»

«Sonst ... Du weisst, wo du uns findest. Komm einfach vorbei.»

«Hm ...» Sie nickte seitwärts.

«Also dann, schönen Tag.»

«Gleichfalls.» Madame Bernard hob die Hand, und die Mercedes-Karosserie brauste davon. Sie guckte in den Rückspiegel und murmelte: «Tannmatters.»

Den Namen hatte ich schon einmal gehört. «Nachbarn von Ihnen?»

Sie sah wieder nach vorn, kippte die Sonnenblende herunter und fuhr an. «Vor bald zwei Jahren haben wir ihnen den Alpstall verkauft. Sie haben den Wohnteil in ein Ferienhaus umgebaut.» Ihre Hand richtete die Sonnenblende dienlicher ein. «Schön gelegen. Zuoberst. Am Ende dieser Strasse.» Sie gab Gas, und die Räder erzeugten auf der löchrigen, ausgewaschenen und mit losen Kieselsteinen übersäten Fahrbahn ein Rauschen, das sich mit dem Brummen des Motors im Wageninneren zu einem Dröhnen auswuchs. Wir fügten uns dem Lärm, ich ergab mich dem Vibrieren und Schaukeln und schwieg.

Ich nutzte die Zeit und rief mir in Erinnerung, was ich über sie wusste: Sie hiess Colette Bernard, galt als resolute, vermögende Dame und lebte hoch über Langnau auf einem Hof. Alle nannten sie Madame Bernard, weil sie ursprünglich aus einer Westschweizer Adelsfamilie stammte, die Rennpferde züchtete. Sie begann in jungen Jahren mit einer Stute ihres Vaters an Rennen teilzunehmen, feierte Erfolge, sogar in England, machte sich selbstständig und wurde Jockey. Zu Deutsch: Berufsrennreiterin. In St. Moritz lernte sie den Zürcher Tierarzt Dr. Paul Geberal kennen; er unterzog die Pferde einer letzten Prüfung vor dem

Rennen. Es war eines dieser spektakulären Flachrennen über den gefrorenen See, dem White Turf, auf tausendachthundert Metern über Meer. Mitten im Winter. Sie gewann mit fünf Längen vor dem Zweitklassierten. Das war eine Sensation.

Bei der Siegerehrung überreichte der junge Tierarzt Dr. Geberal ihr fünf Rosen, legte den Arm um sie, beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie auf die Lippen. Die Tatsache, dass er sie küsste, überzeugte sie mehr als alles andere, denn sie hatte sich vor dem Rennen die Lippen, ja das ganze Gesicht gegen die klirrende Kälte dick eingefettet.

Keine Ahnung, ob die Geschichte stimmte. Es kursierten im Emmental mehrere Versionen mit Unterschieden in den Zeitangaben und gespickt mit albernen und zum Teil widersprüchlichen Einzelheiten. Dass sie das Rennen gewonnen hatte, das konnte man nachlesen. Die Sache mit den Rosen und dem Kuss, da gingen die Versionen auseinander.

Vor schätzungsweise zwanzig Jahren stürzte sie kurz nach dem Start und geriet unter die Hufe des nachfolgenden Pferdes. Seither zog sie ein Bein nach und benötigte zum Gehen einen Stock.

Zu der Zeit wurde im Emmental ein Tierarzt gesucht. Geberal bewarb sich um die Stelle, und sie kauften gemeinsam den Bauernhof auf der Sonnenseite des Tales hoch über Langnau. Die beiden zogen mit ihren zwei schulpflichtigen Töchtern ein, verkauften die Kühe, bauten den Stall um, errichteten eine Halle und schafften Pferde an. Geberal und Bernard lebten ohne Trauschein wie Mann und Frau, etwas, das im Dorf und weniger unter den Bauern, deren Viehbestand er als Tierarzt betreute, anfangs für reichlich Gesprächsstoff sorgte.

Madame Bernard fuhr meistens allein ins Dorf hinunter, stellte den Wagen im Zentrum ab, humpelte durch die Gassen, suchte zuerst die Bank oder die Post auf, wohl um Geld abzuheben oder finanziellen Verpflichtungen nachzukommen, und danach das eine oder andere Fachgeschäft, um Besorgungen zu erledigen.

Ich erinnerte mich an eine Begegnung mit ihr. Es war an einem Samstag Ende August oder Anfang September gewesen, circa zwanzig Minuten vor zwölf. Sie stand vor der Postfiliale und

blickte verloren um sich. Sie trug ein dunkelgoldfarbenedes Leinenkostüm und einen Strohhut mit roter Schleife und fragte mich nach der Uhrzeit. Samstags schliesse die Post um halb zwölf, bemerkte ich, denn sie war offensichtlich angerannt.

Heute trug sie einen eleganten anthrazitgrauen Wollmantel, einen olivgrünen Filzhut und olivgrüne Stiefeletten. Obschon ihr Körper den Mantel nicht mehr auszufüllen vermochte, war ihre Ausstrahlung nach wie vor magisch. Hornbrille, kühner Blick, die Lippen weinrot geschminkt, die Schultern leicht vorgezogen, in der linken Armbeuge eine schwarze Henkeltasche und mit der rechten Hand auf ihren Gehstock gestützt, so war sie vor einer halben Stunde in meine Agentur getreten.

Ich sass bequem im ledernen Sitz des Range Rovers, beobachtete sie von der Seite und dachte, die Person möchte ich sehen, die sich von ihr nicht hätte in den Bann schlagen und zum Mitgehen verpflichten lassen.

Sie war und blieb eine Aussenseiterin im Dorf, wenn nicht im ganzen Emmental. Sie war eine Fremde und unternahm nichts, um ihr Ansehen und ihren Ruf als mannhaft, unnahbare Madame zu entschärfen. Im Gegenteil: Den Stock oder besser seinen Griff aus Sterlingsilber schwang sie mitunter mit beiden Händen gegen Personen, die sie ärgerten. Dafür war sie weitherum bekannt. So wie neulich gegen die drei Schuljungen, die sie auf der Treppe zur Unterführung unter dem Bahnhof erschreckt hatten. Oder gegen den Taxifahrer, der sie auf dem Fussgängerstreifen vor dem Hotel Emmental im Gegenlicht der Morgensonne um ein Haar übersehen hätte. Und gegen die Reiterin, die ihr bei Wind und Regen auf dem Ilfisdamm trabend entgegengeritten kam und derentwegen sie den Pfad verlassen und sich im steilen Bord an den Stamm einer Tanne klammern musste. Sie, die ehemalige Berufsreiterin, verzieh der Freizeitreiterin diese Rücksichtslosigkeit nie.

Nach dem Tod von Geberal zog sich Madame Bernard zurück, um ihre Trauer nicht der Gefahr von geheuchelten, anbiedernden und damit herabwürdigenden Beileidsbekundungen auszusetzen, wie sie dem Pfarrer gesagt haben sollte. Heute war sie vermutlich das erste Mal wieder ins Dorf heruntergekommen.

Wir gelangten zur Hofeinfahrt.

Sie liess den Range Rover über den Vorplatz rollen und nach einem flotten Bogen in die Garage eintauchen.

Wir stiegen aus.

Ich roch die Pferde, unmittelbar und eindeutig, ihren Schweiss und auch den nach Pisse riechenden Mist. Gleichzeitig war ich hingerissen von der Aussicht auf die schneebedeckte Berner Alpenkette. Eis und Schnee schillerten in allen Farben, und die Spitzen, Kanten und Kronen der Berge zeichneten sich scharf gegen den tiefblauen Himmel ab. Der Anblick war atemberaubend. Die drei Berggiganten, Eiger, Mönch und Jungfrau, boten einen herausragenden, ja majestätischen Auftritt. Davor erhob sich der Hohgant, der Berg, der das Emmental gegen Süden abgrenzte. Links davon die auffällige Gebirgskette mit dem markanten Höcker zum Abschluss: die Schratzenfluh mit dem Schibengütsch. Sie bildeten die Ostgrenze.

Hinter dem Hohgant entsprang die Emme. Sie zwängte sich zwischen Schibengütsch und Hohgant hindurch, floss Richtung Norden und mündete nach achtzig Kilometern in die Aare.

Ich riss mich los, schaute hinunter ins Dorf und liess den Blick über ein Teilstück der Ilfis – ein Seitenfluss der Emme – und über die vielen Dächer, Strassen, Plätze und blühenden Sträucher schweifen. Zuletzt blieb ich am Kirchturm hängen, die Uhr zeigte drei Minuten nach halb eins.

Madame Bernard hatte sich die Handtasche und den Stock vom Rücksitz geangelt und stand an meiner Seite. «Kommen Sie, Hilde wartet nicht gern mit dem Essen.»

Sie mühte sich die drei Steinritte hoch, öffnete die Haustür, trat in den schmalen Flur und rief: «*C'est moi!*»

Die Tasche stellte sie weg, den Stock stiess sie in den Schirmständer, und den Filzhut bugsiierte sie auf die Hutablage. Sie zog den Mantel aus, hängte ihn an die Garderobe und deutete mir an, es ihr gleichzutun. Im Vorbeigehen äugte sie in den Spiegel, lockerte mit den Fingerspitzen ihr volles, halblanges, silberglänzend glattes Haar, lachte über mein verlegenes Gesicht und verschwand in der Küche.

Ich hängte mein Jackett neben ihren Mantel und wartete.

Mit einem Hauch von Knoblauch und Braten kam sie zurück und führte mich in die Bauernstube.

Eine Frau und ein Mann sassen an einem Holztisch, an dem gut und gern acht Personen Platz fänden. Vier Plätze waren gedeckt.

Madame Bernard sagte: «*Voilà*, das ist Alexander Bergmann. Der Privatdetektiv, von dem ich euch erzählt habe.»

Die Frau und der Mann sassen sich gegenüber und sahen von ihren Handys auf.

Madame Bernard berührte mich am Ellbogen und sagte: «Das ist meine Tochter Géraldine, und das ist Simi, mein Schwiegersohn. Simon Aeugster.»

Die Holzdecke war niedrig. Ich musste achtgeben, um mir den Kopf nicht am Querbalken zu stossen, grüsste die beiden, hockte mich neben Simon Aeugster und sah mich um.

Milchfarbene Vorhänge vor den sechs Fenstern brachen das Licht der Sonne, nicht aber ihre Wärme. Auf der freien Seite des Tisches stand eine Vase mit einem Strauss gelber Tulpen. Die Stängel neigten sich zu allen Seiten, vermutlich durch den Stress der Wärme, verschärft durch Wassermangel. Von der Decke hing an zwei dünnen Stahlseilen eine moderne schmale Leuchte.

Eine beleibte ältere Dame mit weisser Schürze schnellte durch die Tür, einen dampfenden Topf in beiden Händen, und rief: «Vorsicht, Suppe!»

Wir begannen zu essen. Ich wandte mich an Simon Aeugster und fragte: «Sie sind versetzt worden, ist das richtig?»

«So ist es.»

«Weshalb? Was haben Sie getan?»

Er räusperte sich, rührte mit dem Löffel in der Suppe, überlegte lange, antwortete wie mit einer Gegenfrage: «Nichts?», und ass weiter.

«Soso.» Ich genoss meine Suppe. Kartoffelsuppe, angereichert mit einem Teelöffel Kürbiskernöl. Schmeckte vorzüglich.

Es gab Familien im Emmental, die redeten oder assen bei Tisch, taten aber nie beides gleichzeitig. Versties ich gegen ihre Sitte, wenn ich meine Fragen während des Essens stellte? Erwarteten sie, dass ich ass und schwieg und ausharrte, bis Reden angesagt war? Ich legte den Löffel in den leeren Teller und besah mir die Gesichter. Was jetzt? Wie weiter? Sollte ich ungeachtet

ihrer Sitten meine Fragen stellen? Oder abwarten und den Kopf neigen wie die Tulpen?

Es war Géraldine Aeugster, die das Schweigen brach. «Meinen Mann trifft keine Schuld. Wir können das nicht verstehen. Seine Versetzung ... Es gibt keinen triftigen Grund. Es ist ... ungerecht.»

Sie hatte offenbar nach einem anderen, schärferen Wort gesucht. Sie rief mit aufgebrachtener Stimme: «Es ist eine Gemeinheit! Jawohl, eine Gemeinheit. Hören Sie, Sie müssen uns helfen.»

Ich bemühte mich, weder gelangweilt noch verärgert zu klingen, und fragte: «Will er denn, dass man ihm hilft?»

Die beiden Frauen wechselten zuerst vieldeutige Blicke. Dann täuschte Géraldine Aeugster ein Lächeln vor, und Madame Bernard wartete ab, mit verhaltenem Atem und gerunzelter Stirn.

Simon Aeugster schob den leeren Teller von sich weg und lehnte sich zurück. Er blieb gefasst, irgendwie kühl, unbeteiligt, distanziert. Auf jeden Fall verhielt er sich mir gegenüber abweisend. War es ihm egal, versetzt worden zu sein? Oder fühlte er sich verletzt? War er beleidigt? Beschämt? Verheimlichte er etwas? Stand er über der Sache? Hatte er am Ende selbst die neue Stelle beantragt? Spielte er ein falsches Spiel?

Von der Seite betrachtet sah er besonnen aus, geradezu heiter. Sein Verhalten liess keinen Schluss auf seine Gefühle zu.

Er holte tief Luft und redete mit seinem Teller. «Ich weiss nur, dass es mir da unten nicht gefällt. Ganz und gar nicht.»

Die Dame mit der weissen Schürze trug Braten auf, Rosenkohl, Kartoffelstock, sammelte die Suppenteller ein und trippelte hinaus.

Ich trank einen Schluck Wasser, kostete den Braten, den Stock und den Kohl und sagte zu Madame Bernard: «Das Essen schmeckt ausgezeichnet. Ich beneide Sie um Ihre Köchin. Vielen Dank für die Einladung.»

Sie lächelte flüchtig und nickte. «Ja. Hilde ist uns eine grosse Hilfe. Was täten wir ohne sie.»

Darauf folgte wieder ein gespanntes Schweigen.

Ich schwitzte, dachte an die vier Hunderter und daran, dass

Madame Bernard mich ausdrücklich zum Essen eingeladen hatte, und beschloss, keine Gedanken mehr über Tischsitten zu verschwenden und meine Fragen zu stellen, bevor mir der Kragen platzte.

«Wann sind Sie versetzt worden? Ist das lange her?» Ich betrachtete weiterhin Simon Aeugsters Profil.

«Gestern», antwortete er und stopfte sich ein grosses Stück Braten in den Mund.

«Oh, das ist gut», sagte ich. «Das ist sehr gut.»

«Was?» Er warf mir einen verstörten Blick zu.

«Ich meine, es ist gut, dass Sie mich gleich geholt haben.»

Er trank einen Schluck Wasser und wandte sich an die Frauen. «Es stinkt. Entschuldigt, aber es stinkt da unten wie in einem Affenhaus.»

Madame Bernard wurde weiss im Gesicht, ihre Augen verengten sich hinter der Brille zu schmalen Schlitzern, und ihre Mundwinkel sackten ab. Sie knallte Messer und Gabel hin und beugte sich weit über den Tisch, so weit, dass ich annehmen musste, sie sei von ihrem Stuhl aufgestanden. Sie schnaubte: «Was ist los, Simi? Willst du nicht auspacken? Sag es ihm. Sag ihm endlich, worum es geht. Rede!»

Es entstand eine frostige Stille in dieser unerträglichen Wärme.

Madame Bernard sank zurück auf ihren Stuhl. Simon Aeugster hüstelte gekünstelt in die Faust und sagte zu mir: «Jemand hat die UV-Anlage ausgeschaltet.»

Ich fragte: «Jemand hat was?», und setzte mich aufrecht hin, um Bereitschaft zu signalisieren.

«Die UV-Anlage ausgeschaltet.» Endlich wandte er sich mir zu, endlich konnte ich sein Gesicht aus der Nähe betrachten, seiner Mimik folgen und damit seine Redlichkeit abschätzen. Er war ein schlanker Mann mit hoher Stirn, schwarzen, gewellten Haaren und grossen, melancholischen Augen. Seine Brauen, schwarz wie Teer, waren über der Nasenwurzel zusammengewachsen. Auch die Kopfhaare, Wimpern und der Schnurrbart hoben durch ihre Schwärze die Blässe in seinem Gesicht hervor, dass man hätte glauben mögen, er habe die Haut mit Kreidestaub eingepudert. Die schmalen Hände mit den langen Fingern runde-

ten sein Wesen ab. Er hätte ein junger, aufstrebender Jazz-Pianist sein können, ein Modefotograf, ein Fernsehreporter, bestenfalls ein Gesangslehrer, aber bestimmt weder ein Reitlehrer noch ein Hufschmied.

«Das müssen Sie mir erklären», sagte ich.

«Ich bin Brunnenmeister.»

«Hat das etwas mit dem Trinkwasser zu tun?»

«Ja. Ich bin der Brunnenmeister der Gemeinde Langnau. Oder einfacher gesagt: Ich bin für das Trinkwasser zuständig. Brunnenmeister ist eine Bezeichnung mit langer Tradition.» Er sprach ruhig und vernünftig, gleichzeitig beschäftigten sich seine Finger spielerisch mit dem Dessertlöffel. «Die Hälfte des Trinkwassers pumpen wir aus dem Grundwasser, die andere Hälfte fließt aus zwei Quellen – aus diesen Hügeln da oben.»

Er stand auf, trat an eines der Fenster und schob den Vorhang zur Seite. «Sehen Sie den Höhenzug dort? Alles Wald. Den kennen Sie bestimmt, den kennt jeder in Langnau, das ist der Dorfberg. In der Lichtung unter dem zweiten Buckel, man sieht ihn von hier schlecht, dort befindet sich die Quelle. Direkt in der Spitze der Schneise. Der Stollen zur Fassung führt nur wenige Meter tief in die Nagelfluh. Es ist Nagelfluh von der härtesten Sorte. Das Wasser perlt kristallklar aus winzigen Ritzen. Es rinnt in einen Kännel, und von dort leiten wir es über ein Rohr ins Reservoir da vorne. Nicht weit von hier.»

Er setzte sich wieder an den Tisch. «Die zweite Quelle befindet sich einen Kilometer östlich von hier. Leider ist das Wasser aus den beiden Quellen nicht immer völlig rein.»

Nun prüfte er mein Gesicht, überlegte wohl, wie viel ich von Trinkwasser verstand.

«Bitte reden Sie weiter», sagte ich. «Ich trinke Wasser. Abgesehen davon habe ich mich nie darum gekümmert, woher es stammt.»

«Die andere Hälfte unseres Trinkwassers pumpen wir aus dem Grundwasser. Die Pumpstation befindet sich flussaufwärts. Im Niedermoos. Wir saugen das Wasser aus vierzig Metern Tiefe herauf und leiten es in ein separates Reservoir. Das Wasser aus den beiden Quellen ist reichhaltiger an Mineralien, schmeckt

auch besser als das Grundwasser, aber es ist eben wie gesagt nicht immer rein. Ab und zu können wir darin Bakterien nachweisen. Aus diesem Grund wird das Wasser aus den beiden Quellen, wenn es vom Reservoir ins Verteilnetz fließt, mit ultraviolettem Licht bestrahlt.»

«Bestrahlt?»

«Nun, nicht wie Sie denken. Das Sonnenlicht besteht zu einem Teil aus UV-Strahlen. Das ist unser Glück auf Erden. Es wirkt desinfizierend. Nun müssen Sie sich vorstellen, das Wasser strömt in einem dicken Rohr an einer Röhrenlampe vorbei, die ultraviolettes Licht aussendet. Das ist eine reine Sicherheitsmassnahme. Dieses Licht tötet alle Bakterien und Viren ab – falls es welche hat. Das dauert weniger als zwei Sekunden. Rohwasser wird so zu Trinkwasser.»